

Der Beildieb

Autor(en): **Borel, Henri**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **31 (1927-1928)**

Heft 24

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670084>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einem Arzte ins Stammbuch.

Glaubst du, mit dem Behorchen und Beklopfen
 Und allem zünft'gen Wissen sei's getan?
 Zum Heil des Kranken ist das nur ein Tropfen
 Und deine Mission fängt jetzt erst an.
 Du magst die Krankheit noch so fein erkennen,
 Magst raffiniert erklärgeln ihren Grund,
 Gelehrt bei ihrem Namen sie benennen —
 Damit machst du den Kranken nicht gesund.
 Wenn, so du kommst, nicht seine Augen leuchten,
 Ein Freudeschein nicht seine Züge deckt,
 Wenn er die Hände nicht, die fieberfeuchten,
 Vertrauend, hoffend dir entgegenstreckt.
 Und wenn aus deinem eignen Händebeben
 Nicht etwas in ihn strömt, das ihn beseelt
 Mit Kraft und Mut und Glück und neuem Leben,
 Dann hast du, glaub mir's, den Beruf verfehlt.
 Nicht Wissen macht's, Erkenntnis nicht des Falles
 Bloß und gelehrter Krimskrums drum und dran —
 Verstehen, Mensch sein, Freund sein, das ist alles:
 Die Liebe haben, darauf kommt es an!
 Dann wird ein Wunder dir oft dort gelingen,
 Wo eitle Wissenschaftlichkeit versagt —
 Der Liebe Kraft, sie kommt vor allen Dingen,
 Weil sie das Wissen gottgleich überragt!

Arthur Zimmermann.

Der Beildieb.

Von Henri Borel.

Er hatte lange dafür gespart, der arme Wang, aber nun hatte er es endlich, sein schönes, funkelnagelneues Beil. Der Stiel war aus tadellosem, weißem Holz, der Stahl schimmerte in herrlich blauem Glanze und war haarscharf. In den dicksten Baumstamm schlug er es mühelos, als ob er mit einem Löffel durch lockeren Reis fuhr, und den dünnsten Zweig schnitt er damit durch wie ein Haar mit einem Rasiermesser. Seine Frau und seine Kinder mußten immer von neuem das prachtvolle Werkzeug bewundern, und er ließ von einem Dorfschreiber — denn arme Tagelöhner sind der geheimnisvollen chinesischen Schrift nicht mächtig — auf den Stiel drei antik stilisierte Buchstaben malen, welche bedeuteten: „Unübertroffene Kostbarkeit der Götter.“ In seiner freien Zeit, noch am späten Abend, und des Morgens in der frühesten Frühe, machte er sich allerlei eigentlich unnötige Arbeit auf dem Hofe hinter seiner ärmlichen Hütte, nur um sein schönes

Beil gebrauchen und alles damit kappen und schneiden zu können. Des Abends, bevor er sich zur Ruhe legte, wuschte er den Stahl sorgfältig ab, putzte das Holz, bis es glänzte, schmierte das Beil vorsichtig mit Kokosöl ein, und des Morgens, wenn er vor seiner Frau aufstand, entfernte er das Öl wieder behutsam und rieb das teure Gerät mit einem alten Seidenlappen, bis es aussah, als ob es eben aus den Händen des Beilmachers gekommen wäre.

Eines Morgens, als er, noch schlaftrunken, sein Beil unter dem schwankenden Bambusbett hervorholen wollte, wo er es niederzulegen pflegte, bevor er schlafen ging, fand er es nicht.

Wie ein Wahnsinniger lief Wang durch seine Hütte und durch seinen Garten. Holzhacken im Walde konnte er an diesem Tage nicht, und also nichts verdienen, denn sein altes Beil hatte er verkauft.

Als er so, wie von Sinnen, in seinem Garten stand, sah er über der Hecke den Kopf seines

Nachbarn Lin auftauchen. Was für ein bösesartiges Gesicht! Daß ihm dies früher nie aufgefallen war! Was für falsche Augen, was für gemeine Züge, was für ein struppiger, häßlicher Bart! Und wie falsch schielte er nach ihm hin! So richtig das Gesicht eines Beil diebes! Ja, es war kein Zweifel möglich, sein Nachbar hatte das Beil gestohlen!

Wang biß die Zähne zusammen, sagte aber nichts. Nur stieg er unauffällig auf einen Baum, um Lin unbemerkt zu beobachten. Dort ging er, der Beil dieb! Sieh nur, seine Ohren, so weit vom Kopf abstehend, seine Hände, mit den raubgierigen langen Fingern, seine bloßen Füße, mit den klauenartigen Behen, sein Gang, so vorsichtig und hinterlistig, war dies alles nicht wie bei einem richtigen Beil dieb?

Wang wurde immer stiller und stiller. Er sagte nichts mehr zu Hause über sein verlorenes Beil, er lief nur schweigend hin und her, hin und her, mit ungeflochtenem Zopf und das Haar unordentlich auf dem Rücken hängend — ein Zeichen der Verzweiflung zur damaligen Zeit, als die Söhne Hans noch Zöpfe trugen — und in seinen Augen funkelten Blutdurst und Rachsucht.

Jeden Morgen, jeden Mittag, jeden Abend belauerte Wang seinen Nachbar Lin, und wenn er ihn in seinem Garten hantieren hörte, stieg er auf den Baum. Noch nie hatte er ein so monströses Vorbild von einem Beil dieb gesehen. Es stand auf seinem gemeinen Gesicht geschrieben, daß er ein Beil dieb war, seine Augen verrieten es, seine Bewegungen zeigten es so deutlich, als ob sie genau nachmachten, wie er das Beil gestohlen hatte, an seinen Händen konnte

Wang es mit Sicherheit erkennen, wie sie das Beil festgehalten hatten. An seiner Jacke, die sich vorn aufbauschte, konnte Wang bemerken, daß ein Beil darunter versteckt war, und daß er immer wieder seinen Garten nach allen Richtungen durchlief, wobei er sich argwöhnisch und ängstlich umsah, war ihm ein Beweis, daß Lin die Absicht hatte, das Beil irgendwo heimlich zu vergraben.

So ging es weiter, Tag für Tag. Wang lief jetzt mit einem kleinen, überscharf geschliffenen Messer umher, mit dem er seine Rache vollziehen wollte, sobald er Lin mit dem gestohlenen Beil in der Hand ertappen würde. Das ganze Grundstück seines Nachbarn war das Grundstück eines Beil diebes geworden. Alles in und um und bei und an ihm verriet es, schrie es heraus: Beil dieb! Beil dieb!

Da, eines Abends, stieß Wang zufällig gegen einen scharfen Stein, der neben einem großen Haufen durrer Blätter in seinem Garten lag, und plötzlich erinnerte er sich, wie er, vor einer Reihe von Tagen, sein Beil unter den Blättern vergraben hatte, als er eben in einem Eckchen ein Bedürfnis verrichten wollte und fürchtete, daß das Beil gestohlen werden könnte, wenn er es offen liegen ließ.

Aufgeregt durchwühlte er mit der Hand die Blätter, und richtig: da lag sein Beil, unangerührt und tadellos!

Zufällig sah er in diesem Augenblick das Gesicht seines Nachbarn wieder über der Hecke auftauchen.

Es war ein ganz gewöhnliches, gutmütiges Gesicht, das nichts von einem Beil dieb hatte.

Berechtigte Übertragung aus dem Holländischen von Willy Blochert.

Aus Natur und Kultur.

Neue Zuckerquellen werden heute gesucht. Bekanntlich wird der Zucker aus Pflanzen gewonnen, die seine Fabrikanten sind, vor allem das tropische Zuckerrohr und bei uns die Zuckerrübe. Man hat zwar schon manche andere Pflanzen auf Zucker verarbeitet, z. B. Ahorn; aber ohne größeren Erfolg. Jetzt hat man Zucker mit Erfolg aus Mais gewonnen, und in Amerika aus einem zu den Astarten gehörigen Unkraut, das wetterfest ist und dessen Zucker viel mehr süßen soll als sonstiger.

Wie Schlangensterne sich helfen. Schlangensterne sind Seesterne mit sehr langen, dünnen

und leicht beweglichen Armen. Schon P. Freyer machte mit ihnen vor etwa 40 Jahren folgenden sehr interessanten Versuch. Er überzog einen der Arme mit einem Gummischlauch. Man kann sich denken, daß so etwas für das Tier nicht gerade angenehm ist; aber selbst diese einfach gebauten Tiere wissen sich zu helfen. In besagter Lage beugen sich die übrigen Arme zu ihrem so ungebührlich behandelten Genossen und bewirken durch andauerndes Kratzen, daß der Gummischlauch abgeschoben wird. Ja, sie wenden auch wohl noch eine zweite Methode an: sie halten den Gummischlauch fest, und das